

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Crane, Caprice**

**Mit ein bisschen Glück**

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Lass ein Lächeln dein Schirm sein,  
und du hast am Ende das Gesicht voller Regen.

GEORGE CARLIN

## 1

Wenn man in diesem Leben einfach nur rumsitzt und auf das große Glück wartet, kann man alt und grau werden.

Das klingt jetzt missverständlich. Ich meinte, wenn man glaubt, man könne in der Schlange stehen, um sich einen Burger zu kaufen, und dabei Richard Branson begegnen, der genau in dem Moment verzweifelt eine neue Leiterin für den Unternehmensbereich Abenteuer und Partyplanung sucht («Sie bekommen das schon hin«, sagt er und zieht dich in seinen Luxusschlitten), oder wenn man tatsächlich glaubt, der herabstürzende Safe werde einen knapp verfehlen, ehe er durch den Bürgersteig in die Kanalisation kracht, oder ein reicher, sportlicher, kluger, bescheidener, multilingualer, männlicher, einfühlsamer, unglaublich attraktiver Widerspruch-in-sich werde sich zu einem herüberbeugen und sagen: »Entschuldigen Sie, ich glaube, ich habe mein Stethoskop auf dem Weg ins Kinderkrankenhaus hier liegenlassen« ... tja, einigen wir uns einfach darauf, dass man da schon eine Zeitlang warten kann.

Ich? Ich führe das Schicksal nicht in Versuchung. Ich fordere die Vorsehung nicht heraus.

Ich rede vielleicht davon, das große Los zu ziehen, aber ehrlich gesagt, spiele ich nie Lotto, weil ich tief im Innern – so tief drinnen, dass es noch unter der Erinnerung daran, wie ich meine Eltern in der

Dusche überrascht habe, vergraben ist – weiß, dass es so etwas wie Glück nicht gibt.

Aber ich habe auch erfahren, dass es Unglück bringt, wenn man glaubt, dass es so etwas wie Glück nicht gibt. Also, so richtiges Unglück. Noch schlimmeres, als wenn man jemandem sein vierblättriges Kleeblatt stiehlt. (Ich kenne jemanden, der das getan hat und gestorben ist. Im Ernst. Drei Jahre danach hatte er einen Herzinfarkt. Und seine Urenkelin hat ihm niemals vergeben – aber auf diese irgendwie perverse Weise hat sie wohl so eine Art Gerechtigkeit erfahren.)

Falls das widersprüchlich klingt, dann ist es das wahrscheinlich auch. Aber vielleicht auch nicht. Vielleicht glaube ich einfach nur nicht an *Glück*. *Unglück* – insbesondere dadurch hervorgerufen, dass man Intuition und Aberglauben ignoriert hat – ist etwas ganz anderes.

Die Geschichte des Aberglaubens ist zugleich eine Geschichte des richtigen oder falschen Zeitpunkts. Wir werden nie erfahren, ob ein einzelner nüchterner Trojaner in jener schicksalhaften Nacht über den Platz blickte und sagte: »Mir gefällt dieses Pferdeding nicht. Bringt Unglück.« Aber falls er – oder sie – das gesagt hat, ist der Einwand auf taube Ohren gestoßen: Die Massen waren völlig aus dem Häuschen über dieses Geschenk. Die Geschichte zeigt, dass es sich lohnt, großen und scheinbar nutzlosen Geschenken eines Todfeindes zu misstrauen. Dazu gehört auch der fragwürdige zweite Ehemann der eigenen Tante.

Man bedenke: Hätte der Kapitän der *Titanic* sein Megaphon hervorgeholt und verkündet: »In der ersten Klasse hat gerade einer seinen Schuh in einen Spiegel geworfen und ihn zerbrochen, und deshalb habe ich bei dieser Route ein ungutes Gefühl – also lasst uns langsam machen und nach Süden fahren«, dann hätte der Aberglaube, rein wissenschaftlich gesehen, das Schiff gerettet. Ich meine ja nur.

Und wenn ich bloß auf meine Intuition – jene gesellschaftlich akzeptable Bezeichnung für nichts anderes als Aberglaube – gehört

hätte, dann wäre ich im zarten Alter von sechzehn Jahren auf der Fahrt zum Einkaufszentrum niemals hinter Emily Ottinger über diese dritte gelbe Ampel gefahren (ich schwöre, sie war noch gelb) und hätte den neuen Audi meiner Mutter nicht um den Pick-up von Mr Pirelli gewickelt. Dem gemeinen, alten, griesgrämigen Kinderhasser Mr Pirelli, könnte ich hinzufügen.

Ein Augenblick folgt auf den nächsten. Eins gibt das andere. Deshalb muss man immer vorbereitet sein. Sich schützen. Auf die kleine innere Stimme hören, die da sagt: »Tu das nicht! Die Konsequenzen werden dir nicht gefallen.« Sieh dir doch an, was dir auf der verschlungenen Straße deines Lebens schon alles passiert ist – Gutes wie Schlechtes. Glaubst du immer noch, dass alle diese scheinbar unzusammenhängenden, zufälligen Ereignisse, zwischen denen es keine Verbindung, ja, nicht einmal die kleinste Korrelation gibt, überhaupt nichts damit zu tun haben, dass deine ausgeklügelten Pläne platzen und an deinem Schicksal scheitern? Sag das mal meinem Vater. Bei seiner ewigen Jagd nach dem flüchtigen Glück ist er häufiger leer ausgegangen als die Lunchbox eines Models.

Oder noch besser: Sag das mal meiner Mutter. Sie war diejenige, die das Pech hatte, ihn zu heiraten.



Ich weiß, mittlerweile denkst du, ich klinge so, als würde ich die Spielregeln kennen. Aber ich will dir nichts vormachen. Mag sein, dass ich die Spielregeln kenne, aber oft bin ich mir nicht mal sicher, ob ich überhaupt weiß, was gespielt wird, geschweige denn, wer die Mitspieler sind.

Meistens komme ich mir wie eine absolute Hochstaplerin vor. Denn ich habe keine Ahnung, wie ich so weit gekommen bin und wieso keiner merkt, dass ich keine Ahnung habe von dem, was ich hier tue, und dass ich mich nur auf irgendein Zeichen verlasse oder auf den Umstand, dass ich ausgerechnet um 11:11 Uhr auf die Uhr gesehen habe oder Paul McCartneys »With A Little Luck« im Radio

lief, als der Wecker klingelte, was mich ein bisschen zuversichtlicher macht, dass »wir das verdammte Ding schon schaukeln werden«. Dieses »verdammte Ding« ist mein Leben.

Man sollte meinen, zuzugeben, dass man sich wie eine Hochstaplerin fühlt, würde unter die Kategorie »geheimste Gedanken« fallen. Eingeständnisse wie dieses waren vermutlich der Anlass für die Formulierung »geheimste Gedanken« – denn sie entstehen, leben und sterben in deinem Innern, ohne je das Tageslicht zu erblicken (außer man ist der Typ Frau, der regelmäßig betrunken den Ex anruft und eine entsetzlich unkluge Beichte mit den Worten beginnt: »Weißt du, ich habe das noch nie jemandem erzählt, aber ...«). Man sollte meinen, jeder, der auch nur einen Hauch Selbsterkenntnis oder wenigstens einen ausreichenden Filter oder mittlerweile genügend Reality-Soap-Erfahrung hat, wüsste, dass man so etwas niemals einem anderen atmenden, lebenden Menschen beichtet. Irrtum.



Äußerlich in diese Gewissheit gehüllt, die meine extremen Selbstzweifel überdeckt, bin ich jetzt unterwegs zu einer Spiele-Party – mit einer gekühlten Flasche Champagner und einem Outfit, das sagt: »Ich bin eindeutig stylish, fühle mich aber so wohl in meiner Haut, dass ich mir nicht allzu viel Mühe geben muss.« In Wirklichkeit habe ich mir *richtig* Mühe gegeben, um so auszusehen, als hätte ich mir nicht viel Mühe gegeben; offen gesagt ist es wahnsinnig anstrengend, so auszusehen, als gäbe man sich nicht viel Mühe. Und eigentlich komme ich mir auch nicht sehr stylish vor. Zumal es regnet. Regen bringt nie Glück. Frag meine Haare. Aber ich bin ganz zufrieden mit mir – es ist eben alles relativ. Zufrieden mit mir heißt: Im ständigen Drei-Kilo-Rauf und Drei-Kilo-Runter meines Lebens war ich heute Morgen eher in einer Runter-Phase, habe gerade keinen golfballgroßen Pickel auf der Nase und sehe mit meinen Regenhaaren heute Abend erstaunlicherweise nicht wie eine brünette, hellhäutige, weibliche Ausgabe von Don King aus. Eindeutig ein gutes Zeichen.

Heutzutage ist es schwer genug, eine normale Frau zu sein. Sicher, ich habe gerade ein paar exzentrische Eigenschaften von mir beschrieben, aber ich rede hier nicht von meinem Geisteszustand – ich meine normal im Sinne von »ohne künstliche Verbesserungen«. Wo ich auch hinsehe, entdecke ich Frauen – von Natur aus schöne Frauen –, die sich unbedingt in Barbiepuppen verwandeln wollen. Es ist erschreckend. Außerdem: Besteht bei globaler Erwärmung und einer Sonne, die immer heißer wird, nicht die Möglichkeit, dass alle diese Frauen eines Tages einfach anfangen zu schmelzen? Ich habe mir geschworen, in Würde zu altern – zugegeben, ich bin erst achtundzwanzig Jahre alt, von daher behalte ich mir vor, meine Meinung irgendwann zu ändern, aber erst mal bleibe ich bei dem, was ich habe.

Und das ist an den meisten Tagen auch völlig in Ordnung. Ich habe mittelbraune Haare, die mir bis kurz über die Schultern gehen. Ich lasse mir helle und dunkle Strähnchen hineinmachen, damit sie ein bisschen aufregender sind, aber eigentlich erreiche ich damit nur, dass ich alle paar Wochen um ein paar hundert Dollar ärmer werde. Ich habe ziemlich langweilige braune Augen, und man hat mir gesagt, ich hätte eine »perfekte« Nase, aber ich weiß nicht einmal, was das heißen soll. Weil abgesehen davon nichts an mir »perfekt« ist, nehme ich es so hin. Meine Zähne sind gerade (danke, Dr. Edelstein!), und wenn ich lächle, habe ich Grübchen, was ich hasse. Wie auch immer, das bin ich. Nichts Spektakuläres, aber in der sechsten Klasse habe ich es irgendwie geschafft, mit dem süßesten Jungen zu gehen, also bin ich wohl kein völlig hoffnungsloser Fall.

Ich komme hinter einem Typen auf die Party, der ein T-Shirt mit der Aufschrift »Jeder stirbt« trägt. Ach, und das ist noch nicht das Beste. Das i in »stirbt« sieht nämlich wie eine Waffe aus, die nach oben auf sein Gesicht gerichtet ist. Herzerwärmend. Warte, es wird noch besser. Als er die Tür hinter uns schließt, springt sein schwarzer Regenschirm auf. Der Typ fährt herum, um ihn wieder zu schließen, und der Schirm verfängt sich in meinem Lieblingspullover und reißt ein riesiges Loch hinein. Alles scheint in Zeitlupe zu passieren: Der

Schirm öffnet sich, ich reiße die Augen auf, die bedrohliche Spitze bewegt sich wie ein Schwert auf mich zu. Mit einem Mal ist das Ganze zur beschissensten Version der *Drei Musketiere* geworden, die es je gab. Und ja, ich habe die Verfilmung mit Charlie Sheen gesehen.

»Sorry«, sagt der Typ achselzuckend und zieht seinen bössartigen, rebellischen Schirm ungerührt aus meinem armen, süßen, nunmehr grauenvoll entstellten Pullover.

Ich schlucke schwer. Was kann ich ihm antworten? Was sagt man zu einem wildfremden Menschen, der einem nicht nur gerade den Pullover ruiniert, sondern einen überdies in eine eklatante Regelverletzung, nämlich die, dass Regenschirme nicht im Haus geöffnet werden dürfen, hineingezogen hat, womit er garantiert eine Abwärtsspirale aus zukünftigen Unglücksfällen in meinem Leben in Gang gesetzt hat?

»Schon gut«, antworte ich zurückhaltend, und mein Wutpegel sinkt von DEFCON 1 auf die vernünftigere Stufe 4. »Aber ... machst du dir keine Sorgen, dass das Unglück bringt?«

»Ach, an so was glaube ich nicht«, sagt er und lacht, als wäre meine Sorge albern.

Dem zeige ich, wer hier albern ist. »Tja ...«, setze ich an, überlege, ob ich das wirklich sagen soll, entscheide mich dagegen und sage es trotzdem: »... an deiner Stelle würde ich mir aber Sorgen machen. Es bedeutet Unglück für uns beide.«

Er dreht sich um und sieht mir direkt in die Augen. Ich war zu sehr auf die Todesdrohung auf seinem T-Shirt fixiert, um mehr als das zu sehen. Er hat haselnussbraune Augen. Die Sorte Haselnuss, in dem einem, wenn man den Typen mögen würde, die grünen und goldenen Pünktchen auffallen würden, das man aber, wenn man ihn verabscheut, als schmutziges Braun wahrnehmen würde, egal wie sehr er an Haselnuss festhält.

»Ich verspreche dir«, sagt er, »es wird dir kein Unglück bringen. Es wird mein Unglück sein, allein meins. Das Unglück in dieser Angelegenheit gehört mir.« Er wirkt belustigt und malt jedes Mal Anführungszeichen in die Luft, wenn er »Unglück« sagt.

»Na gut«, sage ich. »Ich hoffe, du hast recht.«

»Du wünschst mir also Unglück?«, fragt er lächelnd.

»Nein«, berichtige ich ihn. »Natürlich nicht. Ich wünsche nur mir keines.«

»Okay ...« Er sieht sich auf der Party um.

Ich werde verlegen und denke, ich habe ihn gelangweilt, und wie sollte es auch anders sein? Ich bin die Verrückte, die ihm erzählt, sein Schirm werde sein und möglicherweise auch mein Leben ruinieren. Da würde ich auch die Beine in die Hand nehmen.

»Tja, war nett, dich kennenzulernen«, sage ich, obwohl wir uns eigentlich nicht kennengelernt haben. Wir haben uns nicht mal vorgestellt (im Stillen nenne ich ihn allerdings »Jeder stirbt« und ich hoffe, er nennt mich bei sich die »Frau mit dem Pullover«, denn – hey, du kennst doch die Männer – es könnte viel schlimmer sein, zum Beispiel könnte er mich »die Verrückte, die glaubt, wir seien beide verflucht, aber wenigstens ist sie irgendwie scharf« nennen), und ich frage mich, ob er mich wirklich scharf findet. Männer mögen doch zerrissene Kleidung, oder? Aber jetzt tut es mir sogar leid, dass ich »war nett, dich kennenzulernen« gesagt habe. Deshalb mische ich mich hastig unter die übrigen Gäste und lasse diesen brutalen, sadistischen Pullovermörder mit seinen überhaupt nicht brutalen, wundervoll haselnussbraunen Augen und seinem unbestreitbaren Unglück hinter mir.

Ich war schon eine ganze Weile nicht mehr bei Jason, weil meine Arbeitszeiten das nur selten zulassen, aber auch, weil ich Spiele-Partys einfach nicht mag. Ich habe immer das Gefühl, ich bin gezwungen, mich zu amüsieren. Es ist ein bisschen, wie wenn man seinen Chef zu sich zum Essen einlädt. Es soll Spaß machen, aber am Ende ist es einfach nur noch mehr Arbeit. Jason ist in der ganzen Stadt für seine superaufwendigen Spiele-Partys bekannt, und die Einladungen sind begehrt. Das Essen lässt er sich von erstklassigen Restaurants in L. A. liefern, manchmal von mehreren, die in Zelten in verschiedenen Zimmern seines Hauses untergebracht sind, und die Spiele finden immer in zwei Räumen gleichzeitig statt. Trotzdem



finde ich seine Partys im besten Falle peinlich. Aber hin und wieder zwingt ich mich, mein Schneckenhaus zu verlassen, und zu diesem Zweck kann ich genauso gut auf Jasons Partys gehen.

Jason ist Script-Doktor und in L. A. ziemlich bekannt. Er bekommt eine Menge Geld dafür, dass er Drehbücher umschreibt, die von Leuten geschrieben wurden, die ebenfalls eine Menge Geld dafür bekommen haben, aber nicht ganz das geliefert haben, was die Produzenten wollten. Oder sie haben das geliefert, was die Produzenten wollten, aber nicht das, was das Filmstudio wollte. Oder sie haben nicht das geliefert, was der Star wollte. Oder was der Star, der den ursprünglichen Star ersetzt hat, wollte. Und so weiter. Dann kommt Jason ins Spiel und »peppt das Drehbuch auf« mit neuen Dialogen und Witzen und den großartigen Szenen, die normalerweise im Trailer landen und häufig die einzig witzigen Stellen im Film sind. Du weißt schon, manchmal erwischt man einen Film, bei dem man die ganzen guten Stellen schon im Trailer gesehen hat. Das ist Absicht. Der Film war miserabel, also haben sie jemanden geholt, der fünf »Trailerszenen« ins Drehbuch einbaut. Diese Szenen locken leichtgläubige Zuschauer ins Kino und helfen dem Studio, zumindest einen Teil des investierten Geldes wieder hereinzuholen. Wie in *Gefährliche Brandung*, als Keanu Reeves' Boss fragt: »Was glaubst du, wie die Steuerzahler schreien, wenn sie hören, dass ein FBI-Agent von ihren Steuern surft und Mädchen aufreißt?« Und Keanu alias Utah sagt: »Bräute«, worauf sein Chef nachfragt: »Wie bitte?« Und Keanu sagt: »Unter Surfern heißt das ›Bräute.« Der beste Satz im Film. Nur dass er nicht im Film vorkam. Er kam nur im Trailer vor. (Und ja, Keanu heißt im Film Johnny Utah. So etwas kann man sich nicht ausdenken.)

Ich wusste das alles auch nicht, bis Jason es mir erklärt hat. Er hat mir auch erklärt, dass er niemals im Abspann genannt wird, was ich irgendwie unfair fand, woraufhin er mir versicherte, er würde nur auf dem Weg zur Bank weinen, dann nicht mehr. Ich weine ja auch in der Bank, aber meist nach einem Blick auf den Kontostand.

Doch um wieder auf die Party zu kommen: Jason trägt ein Kopf-

tuch, ein Sweatshirt, kurze Shorts und Kniestrümpfe – die Sorte mit den farbigen Streifen am Bündchen. Er sieht aus wie eine Figur aus einem Wes-Anderson-Film, was er vermutlich auch beabsichtigt hat. Jason ermuntert die Leute immer, erkennbar als eine Filmfigur verkleidet zur Party zu kommen, und das beste Kostüm gewinnt einen Preis. Sein Kostüm ist nicht direkt erkennbar, aber meiner Meinung nach gewinnt Schamlosigkeit sowieso. Ich habe mich nicht als jemand anderes verkleidet, denn schon ich selbst zu sein, kann für mich eine Herausforderung darstellen. Außerdem ist nicht Halloween. Andererseits, mit meinem frisch zerrissenen Pullover bin ich vielleicht eine Obdachlose oder eine Überlebende aus einem dieser Endzeitfilme. Oder vielleicht bin ich ein Freddy-Krueger-Opfer. Oder – noch schlimmer – ich bin Freddy Krueger! Er trägt einen Pull-over, stimmt doch, oder?

Ich schlucke meine Bedenken herunter und setze mein Partygesicht auf, als Jason mich auf die Wange küsst, den Champagner nimmt, mich beiläufig rumdreht und mich damit zwingt – mich wem zuzuwenden? Erraten: Haselnussauge – ich meine, »Jeder stirbt«. Der (in gewisser Weise hinreißende) Mistkerl steht vor mir und grinst. Unwillkürlich wandert mein Blick zwischen seinen Augen und der Waffe auf seiner Brust hin und her.

»Gefällt dir mein T-Shirt?«, fragt er.

»Es ist wirklich erbaulich«, sage ich.

»Jeder stirbt.« Er nickt wissend.

»Ja«, erwidere ich, »Everybody dies«. Ich glaube, das war der ursprüngliche Titel dieses R. E. M.-Songs. Aber das klang irgendwie deprimierend, also hat Michael Stipe dann doch lieber »Everybody Hurts« genommen.«

»Wir haben uns noch gar nicht vorgestellt«, sagt er und streckt die Hand aus. »Ich bin Dustin.«

»Hi, Justin«, antworte ich.

»Dustin«, sagt er.

»Tut mir leid. Ich bin Berry. Berry mit *e*.«

»Beeren-Berry«, wirft Jason ein.

»Berry wie die Beere«, stelle ich richtig und stürze mich in eine ausführliche Erklärung. »Nicht mit A wie Barry Williams aus *Drei Mädchen und drei Jungen*.« Wie oft habe ich das schon gesagt? So oft, dass ich mich das eigentlich nie wieder sagen hören will. Weiß überhaupt noch jemand, wer Barry Williams ist? Schau ich zu viele alte Sitcoms? Ich bin völlig in meine Gedanken versunken.

Er lächelt. Wow, das ist aber ein sympathisches Lächeln. »Berry.«

»Berry«, bestätige ich.

»Fein«, sagt Jason. »Jetzt, wo ihr beide euren Namen so gut kennt, könnt ihr im selben Team sein.«

»Toll«, sage ich.

»Berry ist Single.« Nach diesem Akt unüberbietbarer Arschigkeit macht Jason sich unverzüglich davon und lässt Justin (nein ... Dustin) und mich alleine in unserer Verlegenheit schmoren.

An dieser Stelle möchte ich kurz einhaken. Ja, ich bin Single. Aber war das nötig? Musste Jason unbedingt wie ein geschwätziger Kuppeler darauf hinweisen? Und wo stehe ich jetzt auf einer Skala von eins bis völlig verzweifelt? Was macht es, dass ich seit ... ähm ... sehr langer Zeit keinen Freund mehr hatte? Das ist nicht unbedingt meine Schuld. Ich hatte Pech. Ein typisches Beispiel: Leute öffnen im Haus Regenschirme, direkt in mich hinein. Wie soll man da die Liebe finden, wenn einem so etwas passiert?

»Ich weiß nicht, warum er das gesagt hat«, sage ich zu Dustin (Ja. Dustin.) »Das war wirklich ... unnötig.«

»Nicht notwendigerweise unnötig«, erwidert Dustin grinsend. Er sieht unbestreitbar gut aus. Und er ist charmant. Als wir gemeinsam in Spielraum eins gehen, bessert sich meine Laune.

»Hey, Mann!«, sagt ein Typ zu Dustin und hebt die Hand zum Abklatschen. »Glückwunsch zum Grammy!«

Jetzt beobachte ich Dustin ganz genau – teils weil ich mich frage, was es mit dem Grammy auf sich hat (er hat einen Grammy gewonnen?), aber – wichtiger noch – ich frage mich auch, wie er mit dem Abklatschen umgehen wird. Das ist viel entscheidender, als es vielleicht klingt. Ich selbst bin nicht fürs Abklatschen. Ver-

mutlich ist das eben ein Männerding, aber es gibt mir trotzdem zu denken.

Dustin klatscht ab. Wahrscheinlich wäre es unhöflich, den Typen hängenzulassen ... aber abgesehen davon, wie war das mit dem Grammy?

»Du hast einen Grammy gewonnen?«, frage ich. »Das ist ja der Wahnsinn.«

»Ja, danke«, sagt er.

»Müsste ich dich kennen? Du bist doch nicht etwa Kanye West?«

»Doch.«

»Wow. Du bist ja richtig berühmt. Und, na ja ... manchmal auch verhasst.«

»Nur bei Freunden, Bekannten und der engeren Familie. Aber in Wirklichkeit bin ich Plattenproduzent«, berichtet er mich. »Und ich habe noch nie mit Kanye gearbeitet, aber ich würde gern.«

»Wir haben alle unser Kreuz zu tragen«, sage ich und trinke einen Schluck.

»Das hat Jesus auch gesagt.«

Das ist der Moment, in dem ich ihn anspucke. Nein, lass mich das klarstellen: Mein Getränk spritzt mir plötzlich wieder aus dem Mund, mitten auf sein total lächerliches T-Shirt, an das ich mich aber allmählich gewöhne.

»O je.« Erfolglos tupfe ich an seinem T-Shirt herum.

»Du willst dich nur rächen, weil ich deinen Pulli ruiniert habe, stimmt's?«

»Ja, genau«, sage ich. »Ich war total geladen. Zum Glück hast du einen Witz gerissen. Sonst wäre ich erstickt.« Verlegen wende ich den Blick ab.

»Und wie verbringst du so deine Tage?«, fragt er und wechselt großzügigerweise das Thema. Offenbar spürt er, wie entsetzlich peinlich mir das ist.

»Mit Essen hauptsächlich«, sage ich. »Erledigungen. Meinen Hund in den Hundepark führen.«

»Okay, mit dem Hund befassen wir uns gleich. Kein Job, was?

Reiches Töchterchen? Wow, ich wusste gleich, dass ich dich mag. Komm zu Papa ...«

»Ha! Schön wär's. Ich arbeite abends. Genau genommen im Radio. KKCR.«

Dustin tritt einen Schritt zurück und schlägt sich an die Stirn. Ich wusste gar nicht, dass die Leute das im echten Leben wirklich tun. »Classic Rock! Scheiße, du bist Berry Lambert!«

»Ja.« Er hat von mir gehört? Hätte er nicht schon bei Berry darauf kommen müssen? Wie viele Berrys kennt er sonst noch, außer Chuck? Fred Berry? Franken Berry?

»Ich hätte deine Stimme erkennen müssen.« Ich muss zugeben, ich werde es nie müde, das zu hören. Und jetzt haben wir sogar noch mehr, worüber wir reden können, und es sieht so aus, als würde mein Glück sich wenden.

Von nun an nehmen die Dinge einen famosen Verlauf. Wir haben gerade unsere siebte Runde Scharade gewonnen. Dustin hat die Kultszene aus der Sitcom *California High School* dargestellt, in der Jessie im Prüfungsstress einen Koffeinpillenflash bekommt und völlig ausrastet: »Ich bin so aufgeregt, ich bin so aufgeregt, ich bin so ... ich hab solche Angst.«

Ich wende mich Dustin zu: »Hast du schon mal das Gefühl gehabt, ein totaler Hochstapler zu sein? Also, das Gefühl, du hast keine Ahnung, wie du so weit gekommen bist, ohne dass alle Welt es merkt? Manchmal kann ich gar nicht glauben, dass ich für das, was ich tue, bezahlt werde.«

»Jeden Tag«, sagt er.

»Echt?«, frage ich flehentlich. Vielleicht liegt es daran, dass ich ein ganzes Bier getrunken habe (glaubt nicht, was ihr über das Radiovolk hört – ich vertrage überhaupt nichts), oder vielleicht auch daran, dass ich mich wirklich gerne gut mit ihm verstehen würde. Jedenfalls kann ich mit diesem Typen offenbar wirklich reden.

»Scheiße, ja«, sagt er. »Ich werde dafür bezahlt, den ganzen Tag an Knöpfen zu drehen und Musik zu hören. In Wirklichkeit hängt alles nur vom Künstler ab. Weißt du noch, wie Don Was auf der Bild-

fläche auftauchte, und alle sagten, er sei ein genialer Plattenproduzent? Tja, er hat Bob Dylan und die Rolling Stones produziert! Gib mir Kobe und Shaq, dann werde ich auch so ›genial‹ wie Phil Jackson. Wie oft frage ich jemanden im Studio: ›Wie klingt das?‹ Und der sagt dann: ›Da fehlt noch was – vielleicht die Rhythmusgitarre mehr rausstellen, oder mach sie ein bisschen lauter.‹ Also tue ich so, als würde ich an einem Knopf drehen, und frage: ›Wie ist es jetzt?‹ Und er sagt: ›Ja, so ist es besser‹, dabei habe ich nichts verändert. Von daher ja, ich weiß, was du meinst. Ich lebe in ständiger Angst, dass ich auffliege und erwachsen werden muss.«

»O Gott«, sage ich und lache. »Bei Kobe und Shaq bist du ein bisschen im Bild verrutscht, aber ich weiß, was du meinst. Ich weiß genau, was du meinst. Das bin ich. Im Radio. Wie ich auf die Hiobsbotschaft warte. Oder mich frage, wann es so weit sein wird, dass ich zur Arbeit komme und feststelle, dass sie über Nacht jemand Jüngeres und Billigeres angeheuert haben, oder jemanden mit der richtigen Ausbildung oder noch schlimmer – unser Sender verzichtet völlig auf DJs und lässt ab sofort alles von Computern machen. Schließlich geht es um Rockklassiker. Alle Songs sind per definition gut, also wie schwer kann es da sein, eine Auswahl zu treffen? Ich meine, wenn ich DJ für mittelmäßige Rockmusik wäre und alle Welt meine Sendung hören würde, das wäre wirklich Talent.«

In dem Ton unterhalten wir uns, wenn wir nicht gerade ein Tier, ein Ereignis oder einen Filmtitel darstellen (im Nahen Osten wäre Dustin dafür, wie er *Cocktail* dargestellt hat, verhaftet worden), und zusammen gewinnen wir den ersten Preis für unser Team. Wir beschließen, das zu feiern, indem wir irgendwo etwas trinken gehen, und landen am Ende auf meiner Couch, wo wir die ganze Nacht herummachen. Ich nehme sonst nie Männer mit nach Hause – halt, ich weiß, was ihr jetzt denkt, aber es stimmt. Nur mit Dustin und mir – das schien richtig zu passen. Wir haben die Witze des anderen verstanden und schienen alles gemeinsam zu haben, von einer Vorliebe für Churros (köstlich) über beinahe identische Narben auf dem rechten Arm (seine von einem gebrochenen Handgelenk, meine von

einem aufsässigen Toaster) bis hin zur selben Lieblingsfolge von *I Love Lucy* (du weißt, welche: »The Ballet«).

Wenn man einen Mann kaum kennt und ihn mit nach Hause nimmt, dann steht wohl so ziemlich fest, dass man mit ihm schlafen wird. Also ich nicht. Ich wette, die Frauen in der Musikbranche hüpfen alle ratzfatz mit ihm in die Kiste. Er muss bestimmt nur die Hose fallen lassen. (Oder was auch immer. Normalerweise fällt dabei immer irgendetwas; darum geht es mir.) Egal wie, bei mir ist bei nicht ganz so wildem Petting Schluss. Ich will besonders sein. Nicht wie alle anderen Frauen.

»Das ist wirklich supertoll«, sage ich, schiebe ihn sanft von mir, ziehe seine Finger aus dem allzu praktischen Loch in meinem Pullover und sehe ihm in die nunmehr eindeutig haselnussbraunen Augen. »Aber ich will nicht, dass du den falschen Eindruck gewinnst.«

»Dass du mich magst?«

»Dass ich eine Nutte bin.«

»Wie süß. Ich muss dich also nicht bezahlen?«

»Ich meine es ernst«, sage ich. »Ich mag dich irgendwie. Und ich mag sonst nie jemanden, deshalb will ich das nicht vermessen, indem ich mich wie die totale Schlampe verhalte.«

»Und wenn ich Schlampen mag?«

Er küsst mich erneut, und es fällt mir ziemlich schwer, mich von ihm zu lösen, aber ich tue es. Mein Gedankengang ist dieser: Vielleicht bringt der Regenschirm doch kein Unglück. Vielleicht bringt er Glück. Vielleicht waren meine ganzen Ängste doch bloß albern. Man weiß nicht, wie ernst das werden könnte. Das könnte richtig ernst werden. Vielleicht sollte sein Schirm sich in meinem Pullover verfangen, damit wir uns kennenlernen konnten. Das werde ich bestimmt nicht vermessen.

Ich seufze und reiße mich zusammen. »Ich ... glaube, du solltest jetzt fahren.«

»Du meinst, aus den Kleidern?«

Er lächelt strahlend. Es fällt mir immer schwerer, nein zu sagen. Also sage ich das auch nicht.

»Ja. Eindeutig ja. Aber ein andermal.«

»Okay ...« Er steht auf. Das Wort »stehen« kommt mir in den Sinn und ich überlege es mir beinahe anders. Aber nein. Diesmal will ich es richtig machen.

Ich bringe ihn zur Tür und speichere meine Telefonnummer in seinem iPhone ab. Er küsst mich auf die Stirn und schließt mich in die Arme. Er sagt, er ruft mich morgen an, und mir ist beinahe schwindelig, als ich die Tür hinter ihm schließe.

Ach, Dustin. Dustin. Mein hinreißender, urkomischer, ungeschickter, schlechtgekleideter Dustin.

Dustin war doch richtig, oder?